

---

Sprachen der Ironie  
Sprachen des Ernstes

---

Herausgegeben

---

von Karl Heinz Bohrer

---

Aesthetica

---

edition suhrkamp

---

SV

edition suhrkamp 2083

## *Aesthetica*

Herausgegeben von Karl Heinz Bohrer

Der intellektuelle Diskurs ist seit Ende des 18. Jahrhunderts gekennzeichnet durch einen Wechsel zwischen pathetisch-emphatischem und relativierend-ironischem Stil. Die erste Szene dieses Wechsels ist das Pathos der Französischen Revolution und auch des deutschen Idealismus, das die vielfältigen Formen der ironischen Rede ablöste: Der buchstäbliche Ernst der idealistischen Philosophie und ihr Ironieverlust können als Präfiguration eines zwischen Heine und Richard Wagner verlaufenden Prozesses verstanden werden. Insofern hat sich Friedrich Schlegels Prophezeiung, das 19. Jahrhundert werde seine Ironie besser verstehen als die Zeitgenossen, nicht bewahrheitet – vielleicht, weil man, statt die kommunikationstheoretischen Voraussetzungen der Ironie in Betracht zu ziehen, sich an die Chimäre ihrer ontologischen Substruktion gehalten hat. Wie dem auch sei: Im Verhältnis von Ironie und Ernst tritt auf phänomenologischer wie auf moralischer Ebene ein binäres Strukturgesetz der jüngeren Kultur- und Sittengeschichte zutage, das in diesem Band von führenden Sozial- und Geisteswissenschaftlern in seinen historischen und philosophischen Kontext gestellt und gemeinsam diskutiert wird.

# Sprachen der Ironie – Sprachen des Ernstes

*Herausgegeben von  
Karl Heinz Bohrer*

Suhrkamp

2. Auflage 2015

Erste Auflage 2000

edition suhrkamp 2083

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Satzzentrum, Lahnau

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12083-5

# Inhalt

Vorwort 7

## I

*Karl Heinz Bohrer*

Sprachen der Ironie – Sprachen des Ernstes:  
Das Problem 11

*Rembert Hüser*

Mit Hamlet winken 36

*Albrecht Betz*

Vom Krieg des Schönen mit dem Witz:  
Die Jungfrau, Schiller und Voltaire 60

*David Martyn*

Fichtes romantischer Ernst 76

*Eckhard Schumacher*

Die Unverständlichkeit der Ironie 91

*Werner Hamacher*

(Das Ende der Kunst mit der Maske) 121

## II

*Rüdiger Bubner*

Die Auflösung philosophischer Systematik in ironische  
Geselligkeit 159

*Raimar Zons*

Ironisches Pathos. Deutschland gibt es nicht 174

*Hans Ulrich Gumbrecht*

Stendhals nervöser Ernst 206

*Heinz D. Kittsteiner*

Erkenne die Lage. Über den Einbruch des Ernstfalls  
in das Geschichtsdenken 233

- Karl Heinz Bohrer*  
Ironie und Prophetie: Heinrich Heine 253
- Karl Heinz Bohrer*  
Nietzsches Aufklärung als Theorie der Ironie 283
- Cornelia Wieschalla*  
Ein Wahrheitsdiskurs, kein Ironiediskurs.  
Einwände gegen die postmoderne Nietzsche-Lektüre 306
- Wolfgang Lange*  
An der Grenze aufklärerischer Ironie:  
Nietzsches Konzept des »großen Ernstes« 337
- Karl Heinz Bohrer*  
Heideggers Ernstfall 366

### III

- Dirk Baecker*  
Ernste Kommunikation 389
- Georg Stanitzek*  
Poetologien des Dilettantismus – ironisch? 404
- Diskussion*  
Ironie und Tod: Keine Summa 415
- Drucknachweise* 427

## Vorwort

Die hier versammelten Texte sind, abgesehen von drei Beiträgen des Herausgebers, die überarbeiteten Vorträge eines Kolloquiums mit Literaturwissenschaftlern, Philosophen, Soziologen und Historikern, das vom 9. bis 11. November 1995 im Bielefelder »Zentrum für interdisziplinäre Forschung« stattfand. Die Fragestellung hat sich aus Diskussionen eines Doktorandenseminars der Bielefelder Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft entwickelt, das ursprünglich Sprach- und Stilproblemen eines ambivalenten Redetyps der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts galt. Dabei standen vor allem die Metaphorik J. G. Hamanns und Hegels Kritik an ihr als einem Beispiel für Stil ohne Sachgehalt im Mittelpunkt. Es drängte sich auf, diese Opposition genereller anzugehen, also als eine solche, die sich nicht nur auf diese beiden Philosophen beschränkt. Hegels Inanspruchnahme eines neuen philosophischen »Ernstes« und Friedrich Schlegels Projekt einer neuartigen, »unverständlichen« ironischen Rede (die nicht beschränkt ist auf das Reflexionsaxiom der Frühromantik) gaben der Erweiterung den begrifflichen Rahmen.

Die Frage, die das Kolloquium klären sollte, lautete: Hat auf semantischer Ebene so etwas wie ein Ironieverlust im Diskurs des 19. Jahrhunderts (Philosophie, Publizistik, Literatur) stattgefunden und warum? Die Antwort ist komplex: Zum einen nämlich ist die Ironie, um die es hier geht, immer auch mit ihrer rhetorischen Gegenfigur, der Rede des Ernstes, verknüpft, und das Pathos des Ernstes entbehrt häufig nicht des ironischen Ausdrucks. Konzentrat solcher Ambivalenz ist die Rede Hegels, der die Romantische Ironie als solche negativ bestimmte, dessen Methodik und Sprachlichkeit selbst aber auch als ironisch bezeichnet worden ist. Zum anderen aber zeigt sich, daß sich im Medium philosophischer, essayistischer und tagespublizistischer Rede ein Ernstfall ankündigt, der charakteristischerweise von den beiden Stilemphatikern des 19. Jahrhunderts, Heine und Nietzsche, am Beispiel der Sprache des deutschen Idealismus (Kant, Fichte, Schelling) ausgestellt worden ist.

Die unterschiedlichen Ansätze der Beiträge tragen der doppelten Relevanz der Ernst-Ironie-Opposition Rechnung: einmal in



der Verwendung einer strikt sprachlich-strukturellen, zum anderen einer bewußtseinsgeschichtlich-historischen Herangehensweise. Die Dreiteilung ergab sich nicht nur aus den unterschiedlichen Ansätzen, sondern aus der einfachen Unterscheidung zwischen systematischen und historischen Beiträgen, genauer: zwischen solchen Beiträgen, deren Interesse vornehmlich dem semantischen Phänomen von Ironie und Ernst gilt (I) und solchen, die nachdrücklich das historische Motiv dabei betonen (II), wobei Überschneidungen festzuhalten sind. An die Darstellung eines Entwicklungsprozesses war also nicht gedacht, zumal der Verantwortliche des Kolloquiums und Herausgeber dieses Bandes die historische Periodisierbarkeit rhetorischer Ausdrucksphänomene, wie das Literarhistorie und Kulturwissenschaft annehmen, nicht für möglich hält. Der abschließende dritte Teil zeigt die Möglichkeit eines aktualisierenden Umgangs mit dem binären Schema und skizziert weiterführende Dimensionen des Problems.

Für editorische Hilfe danke ich Eckhard Schumacher und Heide Volkening.

Bielefeld, Herbst 1998

*K. H. B.*





# Karl Heinz Bohrer

## Sprachen der Ironie – Sprachen des Ernstes

### *Das Problem*

*Der Scherz ist unerschöpflich, nicht der Ernst.*

Jean Paul

Es entsprach der eudämonistischen Spielart des Geistes des 18. Jahrhunderts, zwischen »Ernst« und »Scherz« keine Polarität, sondern eine Synthesis zu suchen. Die Polaritätserklärung ist ein eigentümlicher Vorgang, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzte: als eine moralistische Neuformulierung des kulturellen Systems nach dem Zusammenbruch des Ancien régime und Eintritt der revolutionären Idee im Zeichen von Tugend und Egalitätsprinzip einsetzte. Das Wort und die Wortsphäre »Scherz« hat heute die dem späten 18. Jahrhundert im allgemeinen, der Sprache Goethes im besonderen anhaftende Hintergründigkeit (»ernste Scherze«) verloren. Setzt man an seine Stelle den Begriff »Ironie«, so ist genauer ausgedrückt, was heute beziehungsweise seit Beginn des 19. Jahrhunderts die dem »Ernst« entgegengesetzte Sprach- und Bewußtseinszone ausmacht. Ein paar Elemente des Prozesses ihres Verschwindens sind deshalb von einigem Interesse, da das europäische 20. Jahrhundert und in ihm vor allem der deutsche Anteil bis in die neunziger Jahre unserer Zeit davon so sehr geprägt worden ist, daß sich über die Beschreibung des Beginns dieses Verschwindens der »Ironie« ein Zivilisationstheorem entwickeln ließe.

In seinem Buch *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (1989) hat Richard Rorty auf den Begriff der Ironie zurückgegriffen, um damit die zu überwindende Mentalität metaphysischer Letztbegründungen bloßzulegen. Rorty, der Existentialist, will als »Nominalist«, wie er es nennt, »die deutsche Romantik von den letzten Resten des deutschen Idealismus reinigen«,<sup>1</sup> übersieht aber dabei, daß die deutsche Romantik seiner nicht bedarf, daß sich der Erfinder der theoretischen Ironie vom deutschen Früh-

1 Richard Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, Frankfurt/M. 1989, S. 203, Anm. 4.

idealismus einst selbst schon gelöst hatte.<sup>2</sup> Das schließliche Überwältigtwerden der »Ironie« durch den »Ernst« hat möglicherweise etwas zu tun mit einer ganz besonderen Existentialisierung der »geistigen Situation«, ein Begriff, der selbst schon zum Ernstdiskurs gehört und eine wesentliche seiner Voraussetzungen, nämlich eine emphatische Selbstbeschreibung des historischen »Jetzt«, sogleich erkennen läßt! Der deutsche (und europäische) Ernstdiskurs hat offenbar etwas mit den ab 1800 immer häufiger einsetzenden Wellen solcher Selbstbeschreibung unter dem neuen Zeichen der »Zeit« zu tun.

*Friedrich Schlegels Prophezeiung,  
die nicht in Erfüllung ging*

In einem der originellsten, gleichzeitig theoretisch anspruchsvollen wie auch emphatischen Prosastücke des ausgehenden 18. Jahrhunderts, Friedrich Schlegels Essay »Über die Unverständlichkeit« (1800), steht, an die Adresse seiner Kritiker gerichtet, am Ende eine Prophezeiung. In abwechselnden homerischen und apokalyptischen Metaphern erklärt Schlegel seine Zeitschrift zum Medium des schon in Donner und Blitz sich ankündigenden neuen Jahrhunderts: »dann werden euch alle eure kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen. Dann nimmt das neunzehnte Jahrhundert in der Tat seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Rätsel von der Unverständlichkeit des *Athenäums* gelöst sein. Welche Katastrophe! Dann wird es Leser geben, die lesen können. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit vielem Behagen und Vergnügen in den Verdauungsstunden genießen können.«<sup>3</sup>

Schlegel hat sich mit seiner Voraussage getäuscht. Die Sprache seiner *Athenäums*-Fragmente ist auch im 19. Jahrhundert nicht verstanden worden. Es sollte bis zu Walter Benjamins 1918 erschienener Schrift über die romantische Kunstkritik dauern, daß man sehr zögerlich Schlegels fragmentarischen Stil als ironische Bewußtseinsform wahrnahm. Und selbst dann noch ist seine Iro-

2 Hierzu K. H. Bohrer, *Die Kritik der Romantik. Der Verdacht der Philosophie gegen die literarische Moderne*, Frankfurt/M. 1989, S. 145-174. Ebenso: Ders., »Philosophie der Kunst oder Ästhetische Theorie«, in: Ders., *Das absolute Präsens*, Frankfurt/M. 1994, S. 126ff.

3 Friedrich Schlegel, *Kritische Schriften*, hg. von Wolf Dietrich Rasch, München 1971, S. 539.

nie – das belegt deren wissenschaftliche Rezeption bis heute – nie eigentlich als eigene Sprachform und Theorie poetisch-rhetorischer Rede verstanden worden. Charakteristisch hierfür ist auch, daß der Essay »Über die Unverständlichkeit« trotz seiner symptomatisch-historischen Prophezeiung immer nur am Rande erwähnt wird. Der Ernstdiskurs vereinnahmte sozusagen die Ironie selbst in apologetischer Absicht als philosophisches Theorem! Das Nichtverstehen der Schlegelschen Ironie stellt den besonderen Fall des generellen Syndroms dar: Ironische Sprache verschwindet aus der deutschen Literatur. Es ist daher sinnvoll, sich den Charakter dieser Ironie als Sprachform vor dem Hintergrund der ironischen Kapazität dieses ausgehenden 18. Jahrhunderts zu verdeutlichen, wenn man verstehen will, warum Ironie nicht bloß in dieser Variante, sondern in jeder anderen auch in den folgenden Jahrzehnten kaum mehr verstanden und durch einen gegenläufigen Stil ersetzt worden ist.

Die erste ironische Pointe des Schlegelschen Essays ist, daß dieser einerseits sich das Phänomen sprachlicher Kommunikation zum theoretischen Problem setzt, dies andererseits aber in betont metaphorischen Redewendungen tut, die sich der glatten Verständlichkeit bewußt widersetzen, und dies nicht bloß dem heutigen, sondern auch dem zeitgenössischen Leser gegenüber. Als ob Schlegel geahnt hätte, daß ein Carl Schmitt einmal – fast zum gleichen Zeitpunkt wie Walter Benjamin, aber in entgegengesetzter Absicht – die Pointen dieser Fragmente zum Anlaß einer ressentimentgeladenen Fehllektüre nehmen würde, hat er eben jenes *Athenäums*-Fragment über die drei ähnlichen Tendenzen des Zeitalters – dies seien die Französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes *Wilhelm Meister* – noch einmal zitiert und in den Mittelpunkt seiner Verteidigungsrede gestellt. Aber er erklärt nicht die skandalmachende Analogie, sondern setzt der ursprünglichen, so offenbar irritierenden Begründung eine noch esoterischere auf, das Verhältnis von Wirklichkeit und Vorstellung in geradezu frivoler Manier umkehrend: »Daß ich die Kunst für den Kern der Menschheit und die Französische Revolution für eine vortreffliche Allegorie auf das System des transzendentalen Idealismus halte, ist allerdings nur eine von meinen äußerst subjektiven Ansichten.«<sup>4</sup>

4 Ebd., S. 533.

Es wird unter anderem dieser Subjektivismus sein, dem der Ernstdiskurs des 19. Jahrhunderts den Garaus machen wird, jener Subjektivismus, der hier scheinbar sich dafür entschuldigt, daß er doch ganz offenbar eine gravierende Einsicht ausspricht. Denn als ob er nur eine längst bekannte Wahrheit ausspräche, begründet Schlegel seine »Chiffersprache« mit der Notwendigkeit, sich »immer neu, und wo möglich immer paradoxer auszudrücken«,<sup>5</sup> verdeckt aber die Koketterie mit der angeblichen Selbstverständlichkeit seiner Einsicht sofort wieder mit einem gewissen Pathos, das darauf hinweist, daß diese »höchsten Wahrheiten«, da »trivial«, »nie eigentlich ganz ausgesprochen werden können«. <sup>6</sup> Anders gesagt: daß eine Wahrheit überhaupt nicht außerhalb der Sprache existiert, daß eine solche absolut sprachinterne Wahrheit folglich immer nur nach dem jeweils höchst Zufälligen des semantisch-metaphorischen Ausdrucksvermögens hervortritt: Das aber ist alles andere als eine triviale Einsicht, und Schlegel wußte dies natürlich. Denn was hier in der einfachsten ironischen Form gesagt wird, das ist in der dunklen, unverständlichen Eröffnung des Essays als hintergründiges Theorem über eine mystische Dimension der Sprache gesagt, dessen zentrale Sätze (und Walter Benjamin wird sie in »Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen« für seine eigene Theorie einer nichtreferentiellen Sprache zitieren) lauten: »ich wollte zeigen, daß die Worte sich selbst oft besser verstehen, als diejenigen, von denen sie gebraucht werden, wollte aufmerksam darauf machen, daß es unter den philosophischen Worten, die oft in ihren Schriften wie eine Schar zu früh entsprungener Geister alles verwirren und die unsichtbare Gewalt des Weltgeistes auch an dem ausüben, der sie nicht anerkennen will, geheime Ordensverbindungen geben muß«. <sup>7</sup>

Zunächst hat Schlegel nur zu einer längst überlieferten Thematik, nämlich zu der rationalistischen Kritik an der Rhetorik im Namen eines verständlichen Stils seinerseits kritisch Stellung genommen, gerichtet unter anderem an die Adresse des Moralphilosophen Christian Garve, Autor der Schrift »Von der Popularität des Vortrags« (1793). Dann aber hat er diese von Locke und Descartes begründete Kritik an dem figürlichen und daher zweideu-

<sup>5</sup> Ebd., S. 534.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Ebd., S. 531.

tigen Charakter der Sprache in einer sehr viel substantielleren Weise beantwortet: Indem er die Worte und den Autor der Worte als trennbare Kategorien dachte, indem er den Sinn von Worten nicht von der Sinnintention eines Sprechers ableitete, entdeckte er dem einzelnen Wort eine semantische Autonomie, die offenbar mehr ihrem selbstreferentiellen Ausdruck statt seiner referentiellen Bezeichnungsfunktion galt. Darüber hinausgehend mutet er dem Wort, nicht zuletzt auch dem Wort in der philosophischen Rede, eine nur dem intuitiven Verstehen zugeordnete Verständlichkeit zu, wobei Intuition so weit gefaßt wird, daß sie sogar eher als passives Überwältigtwerden denn als aktives Verstehen gefaßt ist. Die Charakteristik der Worte als »zu früh entsprungener Geister« zielt nicht geschichtsphilosophisch auf einen die historische Situation antizipierenden Gehalt, sondern darauf, daß sie als Stilinnovation auf einen diese Innovation allmählich begreifenden »neuen Leser«<sup>8</sup> angewiesen sind. Der Vergleich der Beziehung der Wörter im Satz mit »geheimen Ordensverbindungen« hypostatisiert das einzelne philosophische Wort in einer Exklusivität, die nur einer anderen Exklusivität korrespondiert und sich wechselseitig potentialisiert. Daß die Sprache nicht bloß einen intentional-funktionalen Charakter hat, sondern sie sich »bloß um sich selbst bekümmert«<sup>9</sup> – daß diese Selbstbezogenheit offenbar einige »ernsthafte Leute«<sup>10</sup> überfordert, dies wußte auch Schlegels Geistesgenosse Novalis. Er verglich die selbstbezogene Sprache mit mathematischen Formeln, die »nur mit sich selbst« spielen und darin eben »nichts als ihre wunderbare Natur« ausdrücken (»Monolog«).<sup>11</sup> Während Schlegel vom »Weltgeist« spricht, der sich in der verborgenen Potenz der Worte ausdrückt, spricht Novalis von »Weltseele«. Diese Differenz verweist auch auf die spezifische Abweichung Schlegels von des Freundes Variante: Novalis hat bei seiner Reflexion des selbstbezogenen Charakters der Sprache die Poesie, seine Idee von Poesie, im Auge, das heißt die Vorstellung von der metaphorischen Qualität des »Märchens«. Schlegel hingegen spricht ausdrücklich und nicht ohne polemische Pointe von philosophischer, ja wissenschaftlicher Rede, was eine

8 Ebd.

9 Novalis, *Werke. Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs*, hg. von H.-J. Mähl und R. Samuel, München/Wien 1978, Band 2, S. 438.

10 Ebd.

11 Ebd.



weit radikalere und auch theoretisch anspruchsvollere Fassung dieses der frühromantischen Generation gemeinsamen Gedankens ist. Wenn Heinrich von Kleist fünf Jahre später von den »halb ausgedrückten Gedanken«, die ein dazu gehöriger Blick »als schon begriffen ankündigt«, spricht (»Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden«), dann ist hier der Schlegelschen Variante der Idee vom intuitiven Charakter des Wortverständnisses ein weiteres Argument zugesellt. Denn was ist damit anderes gesagt, als daß Philosophie sich auch als ein Stil kundtue, eine Annahme, die erst im letzten Jahrzehnt zu einer heftigen Debatte zwischen – so können wir jetzt sagen – dem Theorielager »Ernst« und dem Theorielager »Ironie« geführt hat, so daß Friedrich Schlegel als Urahn des Theorems gelten darf, das den Gattungsunterschied zwischen Literatur und Philosophie aufheben will.<sup>12</sup>

Nun ist die Sprache des Essays »Über die Unverständlichkeit« selbst der aufschlußreichste Beleg für sein Theorem von der notwendigen »Unverständlichkeit« der originellen Rede: Der Stil ist der Vollzug des Theorems. Beide Momente sind aber auch Teil von Schlegels Ironietheorie und ironischer Darstellung. Denn »Ironie« ist ja nichts anderes als eine besondere Form der mißverständlichen Rede, die zur Sprache als selbstbezüglichem Ausdruck gehört. Und so ist Schlegels Kommentar zur »unverständlichen« Rede bald übergeführt in den ironischen Selbstkommentar: Schlegel kommentiert die »Unverständlichkeit« seines eigenen Stils, indem er den ironischen Charakter dieses Stils festhält und ihn am Beispiel des erwähnten Fragments über die drei Tendenzen des Zeitalters zitiert. Diese Selbstbezüglichkeit ist besonders zu betonen, weil sie ja nichts anderes als das fortgeschrittene Bewußtsein für die sprachliche Seite von schwerwiegenden Behauptungen belegt. Dieser Aspekt ist bei den umfassenden und scheinbar erschöpfenden Erläuterungen zu Friedrich Schlegels berühmter Ironietheorie, die sich aber nirgends definitiv formuliert findet, übersehen worden. Gewiß, die »transzendente Buffonerie«,<sup>13</sup> jene berühmte, besonders ironische Definition der Ironie, verweist diese ins Gebiet der Philosophie, in das der Erkenntnistheo-

12 Es wird Heinrich Heine sein, der in seiner Kritik der Sprache des deutschen Idealismus das Kriterium des Stils auf philosophische Sprache angewandt zuspitzt. Vgl. S. 262 u. 268 f. dieses Bandes.

13 Schlegel, a. a. O., S. 10.

rie. Sie ist quasi an die Stelle der Definition der romantischen Poesie als einer »progressiven Universalpoesie« zu rücken, wo diese als Reflexionsprozeß zwischen »Dargestelltem« und »Darstellendem« gefaßt ist,<sup>14</sup> ein Vorgang, der logisch die gleiche Struktur hat wie Schlegels Definition der sokratischen Ironie als eines »Gefühls von dem unauflösbaren Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten«.<sup>15</sup> Insofern wäre die Schlegelsche Ironie ein Verfahren, das der Hegelschen Dialektik vorausliefe. Neben dieser, seiner logischen Seite ist aber die Charakteristik der ästhetischen Seite in Gefahr, übersehen zu werden. Und dieses Übersehen ist Ergebnis des Ernstdiskurses.

Es ist nun für den Ironieverlust des 19. Jahrhunderts von Belang, daß die ironische Rede Friedrich Schlegels problemlos kompatibel ist mit einem prophetischen Gestus: »Die Römer wußten, daß der Witz ein prophetisches Vermögen ist, sie nannten ihn Nase«, lautet ein *Athenäums*-Fragment.<sup>16</sup> Es könnte den Anschein haben, daß der die »Ironie« vertreibende »Ernst« zusammenhängt mit dem prognostischen Sprachduktus der heroischen Jahre des deutschen Idealismus. Doch das Problem liegt offenbar komplexer, wenn eine prognostische Perspektive der ironischen Rede selbst schon eigentümlich ist. Und dies nicht erst bei Friedrich Schlegel: Es fällt auf, daß derjenige Autor des 18. Jahrhunderts, der das Unverständlichkeitspathos als ironisches Projekt begreift, Johann Georg Hamann, auch schon die Prophetie als der Ironie nah verwandte Sprachfigur entwickelt. In dem Zusammenfall von ironischem Stil und Reflexion einer »unverständlichen« Sprache beziehungsweise der Selbstbezüglichkeit kann man Hamanns *Sokratische Denkwürdigkeiten* (1759) als Vorläufer von Schlegels »Über die Unverständlichkeit« verstehen: Ironiebegriff und Kategorie des »Unverständlichen« leiten hier schon gleich zu Beginn die Perspektive. Vor allem aber hat Hamann bereits Friedrich Schlegels rhetorische Begründung unverständlich-ironischer Sprechweisen dahingehend reflektiert, höchste Wahrheiten seien trivial, falls sie nicht »immer neu« und »immer paradox« ausgedrückt würden, wenn er in einer Fußnote zur Übersetzung von Buffons Abhandlung über den Stil sagt, »daß Gedanken durch die

14 Ebd., S. 39.

15 Ebd., S. 20.

16 Ebd., S. 24.

Deutlichkeit einen großen Teil ihrer Neuheit, Kühnheit und Wahrheit verlieren können«. <sup>17</sup>

Der ironische Hintersinn, der weiß, daß Gelehrsamkeit vor Entdeckungen schützt beziehungsweise daß etwas längst Bekanntes manchmal in der Verschlüsselung eines präventösen Stils als Unbekanntes aufgetischt werden kann, ist weder von Hamann noch von Schlegel gemeint, so sehr sind sie beide von dem Gedanken der alles verändernden Potenz eines aus der Subjektivität, das heißt aus dem »Selbstdenken« kommenden Stils fasziniert. Denn »Selbstdenken«, so Schlegel in seiner Hommage an Lessings Prosa, bedeutet, daß der Leser »überrascht« wird, daß der »Faden mit einem Male abreißt«, daß er sich vor einem Ergebnis findet, »das er gar nicht erwartet hätte«. <sup>18</sup> Diese Kriterien, die den ironischen Stil auch als einen originellen kennzeichnen, sind unvereinbar mit den von Hamann übersetzten rationalistischen Grundsätzen Buffons, die sich wie eine negative Ahndung der Schlegelschen Prosa ausnehmen: »Nichts ist der Wärme so nachtheilig als der Kützel, allenthalben hervorstechende Einfälle anzubringen, nichts dem Licht, das eine Masse ausmachen und sich gleichförmig in einer ganzen Schrift verbreiten muß, so entgegen als jene Funken, welche man mit Gewalt durch den Gegensatz der Wörter herauslockt, und die nur auf einige Augenblicke blenden, um uns hernach der Finsterniß zu überlassen. Solche Gedanken schimmern bloß durch den Widerspruch einer einzigen Ecke an einem Gegenstande, dessen übrige Seiten alle im Schatten verschwinden.« <sup>19</sup>

Wenn Hamann diese Kritik an einem vordergründig überraschenden Stil offenbar mitdenkt, dann ist auch vorab die Differenz zu Schlegels Originalitätskriterium zu nennen: Es ist offensichtlich ein theologisch inspiriertes Totalitätskonzept, das das Fragment Schlegels nie meint, auch wenn es System und Nichtsystem harmonisieren will. Diese prinzipielle Differenz einmal im Blick, sind die Ähnlichkeiten in der Begründung der »ironischen« Schreibart um so frappanter. Vor allem wird die eigene Schreibweise von Hamann unter einem Begriff zum Thema ge-

<sup>17</sup> J. G. Hamann, *Übersetzung von Buffon, Über den Styl*, in: *Vom Magus im Norden und der Verwegenheit des Geistes. Ein Hamann-Brevier*. Mit einem Nachwort hg. von Stefan Majetschak. München 1988, S. 172.

<sup>18</sup> Schlegel, a. a. O., S. 388.

<sup>19</sup> Hamann, *Übersetzung von Buffon, Über den Styl*, a. a. O., S. 171.

macht, der später in Schlegels »Über die Unverständlichkeit« wieder auftauchen wird: »mystische Sprache«. Das Geheimwort »kabbalistisch«, das Schlegel in substantivischer Form zur Selbstcharakteristik wählt, dient Hamann zur Ankündigung seiner häufig als Cento-Stil charakterisierten Subjektivität und hermeneutischen Reflexivität in *Aesthetica in nuce*.<sup>20</sup> Vor allem aber ist bei Hamann eine Präfiguration in der spezifisch ironischen Selbstbezüglichkeit gegeben, wenn er in *Sokratische Denkwürdigkeiten* sagt: »Ich habe für ihn in der mystischen Sprache eines Sophisten geschrieben: weil Weisheit immer das verborgenste Geheimnis der Politick bleiben wird«;<sup>21</sup> und: »Ich habe über den Sokrates auf eine sokratische Art geschrieben. Die Analogie war die Seele seiner Schlüsse und er gab ihnen die Ironie zu ihrem Leibe.«<sup>22</sup> In beiden Fällen ist schon ebenso eine versteckte Antwort an die Kritiker seines Stils impliziert, wie das für Schlegel auch der Fall war. Durch die philologische Entschlüsselung von Hamanns direkter und indirekter Zitierpraxis (die sich vor allem den Arbeiten von Sven-Aage Jørgensen verdankt), ist offenbar geworden, daß der Begriff »Mystik« hier nicht gleichzusetzen ist mit irrationalistischem Selbstverständnis. Eher schon mit Walter Benjamins Begriff von »Mystik«, der in seiner Sprachtheorie nicht nur Schlegels gedenkt, sondern namentlich Hamanns.<sup>23</sup>

Die Bibel, Gottes Offenbarungstext, ist das Paradigma von Hamanns eigenem Textverständnis. Nichtsdestotrotz behauptet er von sich, im Stil der sokratischen Ironie zu schreiben. Und diesem Stile gewinnt er wiederum ein Verständnis des Satzes und der Wörter im Satz ab, was Schlegel offenbar sehr gut gelesen und behalten hat. So betont Hamann eine Sokratische Beobachtung über das »Unverständliche« von Heraklits dunklen sentenzartigen Fragmenten, wonach dessen Sätze eine »Menge kleiner Inseln« darstellen, »zu deren Gemeinschaft Brücken und Fähren der Methode fehlten«.<sup>24</sup> Da Hamann Heraklits fragmentarische Sätze

20 J. G. Hamann, *Sokratische Denkwürdigkeiten. Aesthetica in nuce*. Mit einem Kommentar herausgegeben von S. A. Jørgensen, Stuttgart 1968, S. 77. Außerdem: *Übersetzung von Buffon, Über den Styl*, a. a. O., S. 147.

21 Hamann, *Sokratische Denkwürdigkeiten*, a. a. O., S. 9.

22 Ebd., S. 13.

23 Walter Benjamin, »Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen«, in: *Angelus Novus*. Ausgewählte Schriften 2, Frankfurt/M. 1966, S. 16, 20.

24 Hamann, *Sokratische Denkwürdigkeiten*, a. a. O., S. 15.